

EVANGELISCHE STIMMEN

ZEITFRAGEN
UND KIRCHE IN
NORDEUTSCHLAND



In weiter Ferne so nah: Christentum & Islam

Jesus im Koran. Ein
Wochenende dem
Islam begegnen

10 Jahre Staatvertrag
mit Islamischen Ge-
meinschaften

Die Rolle der
Religion in der mo-
dernen Gesellschaft

EVANGELISCHE STIMMEN

INHALT

- 5 **Editorial**
Friedrich Brandi
- 6 **Dialog in der Praxis**
Interview mit Elisabeth Kühn
und Peter Mansaray
- 12 **Im Miteinander
kennenlernen**
Marion Koch
- 17 **10 Jahre Staatsvertrag**
Sönke Lorberg-Fehring
- 24 **Einzigartiges Versöh-
nungsprojekt**
Iclal Baki
- 28 **Eine evangelische Stimme**
Sindy Altenburg
- 30 **Jesus im Koran**
Hans-Jürgen Benedict
- 37 **Religion in der
modernen Gesellschaft**
Lena Çoban
- 43 **Ein Blick –
viele Perspektiven**
Sönke Lorberg-Fehring
- 50 **Ein Wochenende dem
Islam begegnen**
Jens D. Haverland
- 53 **Interreligiöse Seelsorge**
Sönke Lorberg-Fehring
- 60 **„Sollte man da nicht
vorsichtiger sein?“**
Seyda Sarıçam
- 66 **Moscheen – Anlaufstelle
für Jugendliche**
Zeynep Dok
- 70 Vorschau



60

Liebe Leserin, lieber Leser,



**Friedrich
Brandi**

Beim Besuch eines Brautpaares in meinem Arbeitszimmer fiel der Blick des Bräutigams auf mein Bücherregal, in dem neben der Bibel der Koran steht. „Ach, den Koran haben Sie auch?“ meinte er, etwas befremdlich lächelnd. Es war ein Schausteller vom Hamburger Dom, also jemand, der sich so und so von einer veritablen Bücherwand leicht erschlagen fühlt. (Beim Rausgehen wies er noch auf die Bücher im Flur hin und raunte seiner Braut zu: „Guck mal, Schatz, noch mehr Bücher!“) Aber hinter diesem Ausruf verbirgt sich eine Haltung, die vermutlich nicht so ganz untypisch ist für unseren Kulturkreis. Ich wäre durchaus an einer Umfrage interessiert, in wie vielen Privatbibliotheken oder gar Pastoraten eine Koran Ausgabe zu finden ist.

Es ist mit dem Koran wie mit der Bibel: Einfach lesen und darauf vertrauen, dass sich der Leserin oder dem Leser der Gottesglaube von allein erschließt – das haut nicht hin. Es braucht die Begegnung, die Erzählung und die Rechenschaft eines jeden über das, was an dieser oder jener Religion die Glaubende anspricht und nachhaltig prägt. So ist das Projekt von Marion Koch „Kunst im interreligiösen Dialog“ wegweisend für die Begegnung von Christentum und Islam (sowie anderen Religionen).

Neu war für mich die „European Wasatia Graduate School for Peace and Conflict Resolution“ an der Europa-Universität in Flensburg, von der Iclal Baci, eine der Promovierenden schreibt. Es gibt sie nämlich, die kleinen Institutionen und Initiativen, die kreative Konfliktlösungen in Spannungsgebieten der Welt suchen und erforschen.

Ausdrücklich danken möchte ich an dieser Stelle Sönke Lorberg-Fehring, der nicht nur lesenswerte Artikel geschrieben hat, sondern als Islambeauftragter der Nordkirche auch für das Zustandekommen dieses Heftes gesorgt hat.

Und: Nehmen Sie sich doch mal den Koran vor. Lohnt sich, findet Ihr

Friedrich Brandi

Jesus im Koran

Der Gesandte Gottes und Sohn der Maria

1. Ein muslimischer Weihnachtsgruß

Als ich vor ein paar Jahren kurz vor Weihnachten an der schiitischen Imam Ali-Moschee an der Hamburger Außenalster vorbeiging, entdeckte ich im Schaukasten eine Weihnachtsbotschaft des leitenden Geistlichen dieser Moschee. (Dieser ist direkt von der iranischen Führung abhängig, deswegen und wegen ihrer Israelfeindlichkeit wird die Moschee vom Verfassungsschutz beobachtet). Darin gratulierte er uns Christen zur Geburt des Propheten Jesus und versicherte, dass die Muslime diesen Gesandten Gottes hoch verehrten. Er sei ein Prophet der Rechtleitung gewesen und die Muslime würden seine Wiederkunft zusammen mit der ihres Mahdi, des verborgenen letzten Imam, erwarten. Ich war erstaunt über diese jesusfreundliche Botschaft des Imam und nahm mir vor, einmal genauer im Koran nachzusehen, wie Jesus in ihm dargestellt wird. Zu Rate zog ich dabei das Buch von Martin Bauschke, *Der Sohn Marias. Jesus im Koran*, eine gründliche wissenschaftliche Arbeit über dieses Thema, deren Ergebnisse ich zum Teil paraphrasierend darstelle.

Man wundert sich, wie häufig doch über Jesus im Koran geredet wird. Insgesamt in 19 Suren, also in 19 Kapiteln des Korans, wird Jesus erwähnt. 120 Verse beziehen sich auf ihn. Er hat verschiedene Titel – Jesus wird 24 mal im Koran Isa, also Jesus genannt. 16 mal wird er als Sohn Marias bezeichnet. Weitere Titel sind das Wort bzw. Geist von Gott, Prophet, Gesandter,



**Prof. Dr. Hans -
Jürgen Benedict**
Theologe und Publizist,
Hamburg.

Knecht Gottes, Zeichen, Gerechter und Messias. Sicher – verglichen mit der ausführlichen Darstellung Jesu in den Evangelien ist das nur bruchstückhaft. Man muss annehmen, dass Muhammed das Leben Jesu nur aus der Volksfrömmigkeit der orientalischen Christen kannte, die er auf seinen Reisen kennenlernte. Muhammed hat christliche Gottesdienste besucht, in denen aus dem Psalter und aus den Evangelien vorgelesen wurde. Genauer gesagt: aus der sogenannten Evangelienharmonie des Tatian, dem Diatessaron, die 300

Jahre lang im syrisch-arabischen Raum das eher judenchristliche Bild von dem Messias Jesus bestimmte. Man muss nun nicht sagen, dass eine direkte literarische Abhängigkeit des Koran von christlichen Texten besteht. Es ist vielmehr so, dass Muhammed seine Schlüsselerfahrung mit dem einen Gott als dem barmherzigen Schöpfer, Erhalter und Richter der Menschen mit Hilfe des ihm zu Ohren gekommenen Lehrguts älterer Glaubenstradition neu ausdrückte. Dazu gehörte auch die Geschichte des Propheten und Messias Jesus aus Nazareth.

Um es vorweg zu sagen: Jesus ist im Glauben der Muslime nicht der Sohn Gottes. Aber er ist auch kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Gesandte Gottes. Die Aussagen über Jesus im Koran sind eher Äußerungen rationaler Glaubenseinsicht. Insofern unterscheiden sie sich von vielen Aussagen des Neuen Testaments und der späteren dogmatischen Tradition des Christentums. Die sind Aussagen des visionären Glaubens an den Auferstandenen, die dann

in sein Leben zurückgespiegelt werden. (So ist bei dem Evangelisten Johannes Jesus von Anfang an wesentlich der Sohn Gottes bzw. der Logos). Der Glaube der Muslime äußert sich stärker auf vernünftige Weise als Wertschätzung der Person Jesu, die im Rahmen eines strikten Monotheismus bleibt. Allerdings ist gerade die Geburt Jesu auch im Koran von legendenhaften Zügen bestimmt.

2. Die Geburt Jesu im Koran

Wie bei den Evangelisten Lukas und Matthäus beginnt die Geschichte Jesu im Koran mit dem Wunder der Jungfrauengeburt. (Vorher wird im Koran in der Sure 3 die junge Maria als heranwachsende Tempeljungfrau geschildert, für die Gott sorgt.) Ähnlich wie in der berühmten Ankündigungsszene des Lukas sagt ihr ein Geist als wohlgestalteter Mensch in Sure 19 (die Maryam heißt), dass sie „einen lauterer Knaben“ gebären wird. Wie bei Lukas fragt Maria erschreckt: „Wie soll ich einen Knaben bekommen, da mich noch kein Mann berührt hat und ich auch keine Dirne bin?“ Darauf antwortet der Gesandte Gottes: „Dein Herr spricht: Das ist für Gott ein Leichtes.“ Und so geht die Geschichte im Koran weiter: Die schwangere Maria hat sich wegen der Vorwürfe aus ihrer Verwandtschaft an einen fernen Ort zurückgezogen. Die Wehen setzen ein, sie ist verzweifelt und ruft: „Wäre ich doch vorher gestorben und ganz in Vergessenheit geraten.“ Da hört sie die Stimme ihres gerade geborenen Sohnes: „Bekümmere dich nicht. Der Herr hat unter dir ein Bächlein fließen lassen. Und rüttle am Stamm der Palme, hin zu dir, damit sie frische Früchte auf dich herunterfallen lässt. Dann isß und trink und sei frohen Mutes.“ Der gerade geborene Jesus rettet so seine Mutter durch ein Sprechwunder. Und die Palme leistet gewissermaßen Hebammendienste, indem sie die gebärende Maria nach der Geburt versorgt. Das apokryphe Matthäusevangelium nimmt im 7. Jahrhundert dieses Erzählmotiv aus dem Koran auf und bindet es in die Geschichte von der Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten ein. So haben wir auf



Islamische Miniatur aus der Türkei (Ende 16.Jh): Szene aus der Kindheit des Isa ibn Maryam –

Foto: Roland und Sabrina Michaud/akg

vielen von christlichen Künstlern gemalten Bildern der Ruhe auf der Flucht die Dattelpalme, die ihre Früchte für Maria und ihr Kind spendet. Sie stammt wahrscheinlich aus dem Koran. Welch eine schöne Gemeinsamkeit zwischen Islam und Christentum!

Nun erzählt der Koran weiter, wie Maria mit dem Säugling zu ihren Verwandten zurückkehrt und diese ihr Vorhaltungen machen: „Maria, du hast etwas Unerhörtes getan. Dein Vater war doch kein unzüchtiger Mann und deine Mutter keine Dirne.“ Maria deutet zu ihrer Verteidigung auf das Kind. Die Verwandten sagen verächtlich: „Wie sollen wir mit einem sprechen, der noch ein Kind in der Wiege ist?“

Und da geschieht nochmals ein Sprechwunder. Wieder beginnt das Kleinkind Jesus zu reden. Es stellt sich mit folgenden Worten selbst

vor: „Ich bin der Knecht Gottes! Er gab mir das Buch und machte mich zum Propheten. Er verlieh mir Segen, wo immer ich auch war, und trug mir das Gebet und die Armensteuer auf, solange ich am Leben bin. Und Ehrerbietung gegen meine Mutter! Er machte mich zu keinem elenden Gewaltmenschen.“ Das klingt verglichen mit unserem Jesusbild vertraut und fremd zugleich. Jesus stellt sich hier wie andere jüdische Propheten als Knecht Gottes vor, der von Gott zum Propheten berufen wurde. Zwar hat Jesus sich in den Evangelien nicht selbst als Knecht bezeichnet. Doch er beschreibt sich als einer, der gekommen ist, zu dienen und nicht sich bedienen zu lassen. (Mk 10,45) Und in einem frühchristlichen Hymnus, den der Apostel Paulus im Philipperbrief Kapitel 2 zitiert, heißt es sogar: Jesus nahm als einer, der bei Gott war, Knechtsgestalt an. „Gott gab mir das Buch“, sagt Jesus im Koran, sprich die Torah und die Evangelien und deswegen gehören die Christen wie die Juden zu den von den Muslimen zu achtenden „Menschen des Buchs“. Desweiteren stellt sich Jesus als frommer Jude und zugleich als frommer Moslem vor. Denn er sagt von sich, dass er die Pflichten des rituellen Gebets und der Armensteuer erfüllt sowie das Elterngesetz. Was er gleich praktisch unter Beweis stellt, indem er seine Mutter verteidigt. In dieser Geschichte aus dem Koran wird die enge Verbindung zwischen Maria und ihrem Sohn deutlich. Jesus verhält sich von Anfang an wie ein Ritter der alleinstehenden Maria. Anders als in den Evangelien, in denen Jesus sich ja auch mal scharf von seiner Mutter distanziert.

Im Koran gibt es keinen Ehemann Josef, der sie beschützen kann. Jesus ist im Koran vaterlos, er ist zuerst und vor allem „der Sohn Marias“. Mit dieser Ansprache des kleinen Propheten, der noch ein Kind in der Wiege ist, wird Maria, der wegen illegitimer Schwangerschaft die Strafe durch Steinigung drohte, gerettet. Abschließend sagt Jesus hier von sich, er sei „kein elender Gewaltmensch.“ Das erinnert deutlich an Jesu Seligpreisung der Friedensstifter und an seine Aufforderung an die Jünger, in Konflikten

auf Gewalt zu verzichten. „Dem, der dich auf die rechte Backe schlägt, dem halte auch noch die linke hin.“ (Mt 5,38) Es gibt also ein gemeinsames gewaltfreies Erbe von Christentum und Islam. Allen Attentätern und Gewaltmenschen, die im Namen ihres Glaubens Gewalt gegen Mitmenschen üben, sei dieser Spruch Jesu aus dem Koran ins Stammbuch geschrieben: „Gott macht mich zu keinem elenden Gewaltmenschen.“

3. Jesus und Muhammed

Jesus ist mit Mose und Muhammed einer der drei großen Gesandten Gottes. Manchmal sagen Christen zu den Muslimen: Bei euch ist Jesus ja nur ein Prophet. Nein, Jesus ist im Islam mehr als ein Prophet. Jesus ist gekommen, um sein Volk zu dem Glauben an den einen und einzigen Gott zurückzuführen. Er ist der Prophet der Rechtleitung. In Sure 61 heißt es: „O Kinder Israels, ich bin der Gesandte Gottes an euch, um zu bestätigen, was von der Tora vor mir vorhanden war.“ Dies erinnert an das Wort Jesu, das bei Matthäus steht: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ (Mt 15,14)

Darüber hinaus aber ist Jesus nach dem Koran gekommen, um einen weiteren Propheten anzukündigen. „Ich bin gekommen um einen Gesandten zu verkünden, der nach mir kommt, dessen Name hoch zu loben ist.“ Damit ist wohl Muhammed gemeint, denn kann man diesen Vers in Sure 61,6 auch übersetzen: „sein Name ist Ahmad.“ Und das ist der Beiname Muhammeds. Das erinnert an die Ankündigung Jesu durch Johannes den Täufer, der ebenfalls einen noch größeren Gottesboten ansagt, was das Neue Testament auf Jesus bezieht. Der Jesus des Korans hat also wie Johannes der Täufer selber einen weiteren Propheten angekündigt. Der Koran erhebt damit für den Islam denselben Anspruch, den das Neue Testament für die Christenheit erhebt. Einige muslimische Ausleger beziehen sogar die Ankündigung des Parakleten, also des Trösters Heiliger Geist durch Jesus im Johannesevangelium, auf Muhammed. Jesus verstand sich nach islamischer Anschau-



Persische Miniatur aus dem 14. Jh: Taufe des Isa ibn Maryam

Foto: Roland und Sabrina Michaud / akg

ung als unmittelbarer Vorläufer Muhammeds. Es ist ähnlich wie bei der Vereinnahmung des Täufers und seiner Bewegung durch die frühen Christen – aus der mit der Jesus-Bewegung rivalisierenden Täufergruppe wird ein Vorläufer Jesu gemacht. Aber historisch betrachtet war Jesus eben so wenig ein Zeuge für Muhammed wie Johannes ein Zeuge für Jesus war. Man geht in den großen Religionen nach dem Schlüssel Verheißung und Erfüllung vor, der jeweils zugunsten der späteren Religion ausgelegt wird: Bei uns erfüllte sich, was bei euch schon verheißten war.

4. Der Bote Jesus und seine Botschaft

Was der Koran über Jesu Botschaft verlauten lässt, erinnert an das judenchristliche Jesusbild das ohne göttliche Überhöhungen auskommt. Jesus ist ein frommer Jude, der als letzter Pro-

phet Israel zum Glauben an den einen Gott zurückführen will. So heißt es in Sure 61,6 von Jesus: „Ich will bestätigen, was von der Tora vor mir vorhanden war.“ Auch in der Bergpredigt spricht Jesus davon, dass er die Tora bewahren will: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, um das Gesetz oder die Propheten aufzulösen.“ (Mt 5,17f) In Sure 3,50 sagt Jesus: „Ich bin gekommen, manches von dem zu erlauben, was verboten war.“ Das erinnert an die Erleichterung der Speise- und Sabbatgebote durch Jesus in den Evangelien. Ein merkwürdiger Spruch Jesu steht in Sure 3: „Ich will euch verkünden, was ihr essen und aufspeichern sollt in euren Häusern.“ Das meint nicht Jesu hellseherische Fähigkeiten über Vorratslagerung, sondern, so Bauschke, eine Belehrung über die Wichtigkeit des täglichen Brotes. Jesus verlangt Gehorsam von den Hörenden auch im Koran.

So sagt er in Sure 42 „Haltet euch an die Religion und spaltet euch nicht.“

5. Jesus als Wundertäter im Koran

Auch der Koran erzählt von Wundern Jesu, die er laut den Evangelien als charismatischer Wundertäter zahlreich vollbrachte, doch viel zurückhaltender. Von dem Sprechwunder bei seiner Geburt wurde schon berichtet. Sodann weiß der Koran von einem Vogelwunder. Von Jesus heißt es in der 5.Sure: „Damals als du aus Ton etwas schufst, was die Gestalt von Vögeln hatte, mit meiner Erlaubnis, es dann anbliesest, so dass es wirklich Vögel wurden, mit meiner Erlaubnis.“ Der Koran berichtet von dem Vogelwunder nicht erzählerisch ausgeschmückt mit Händeklatschen und Anrufen wie im Kindheits-evangelium des Thomas, sondern er spricht von Jesu Erschaffen und Anhauchen der Vögel. Das hier gebrauchte Wort für erschaffen kommt rund 170 mal im Koran vor und wird zumeist von Gott gebraucht. So wie Gott den Menschen aus Ton erschafft, so erschafft hier Jesus Vögel aus Ton. Das hat manche christlichen Ausleger dazu verleitet, Jesu Göttlichkeit zumindest indirekt bestätigt zu sehen. Doch ausdrücklich steht hier zwei Mal „mit meiner, das heißt mit Gottes Erlaubnis“. Außerdem haucht Jesus die Vögel an und ihnen nicht seinen Geist ein. Es gibt allerdings, so Bauschke, eine schöne Auslegung des Vogelwunders in der islamischen Mystik bei Ibn Arabi. Danach stellen die Vögel die sich nach der wahren Gotteseerkenntnis sehnenenden Seelen dar, die aber noch gefesselt sind an das Irdisch-Vergängliche. Erst durch das Einhauchen der göttlichen Weisheit im Atem Jesu gelingt es ihnen, sich zum Himmel als dem Raum der Wahrheit emporzuschwingen. Das kennen wir wohl ähnlich, wenn sich unsere Seele, angehaucht durch einen Psalmvers, ein Gedicht, eine Melodie oder ein Bild aus der Erdschwere löst wie ein aufliegender Vogel. Ich erinnere an Eichendorffs Gedicht „Mondnacht“: „Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.“

Insgesamt ist der Koran bei den Wundern

Jesu viel zurückhaltender als die Evangelien, die Jesus als selbstmächtigen Heiler und Wundertäter schildern, der etwa die Exorzismen als Anbruch des Reiches Gottes reklamiert. Der Koran legt hingegen besonderen Wert darauf, dass Jesus die Wunder nur mit der Erlaubnis Gottes tut – es ist eine Kraft, die ihm von Gott verliehen ist – zur Ehre Gottes. So geschehen bei dem Wunder, das aus Tonvögelchen richtige Vögel werden lässt, die davon fliegen können. Schließlich wird drittens noch in Sure 5 ein Wunder vom Tisch Gottes erzählt, der vom Himmel herabkommt. Hier scheint es sich um ein Wunder von zubereiteter himmlischer Speise zu handeln, also ähnlich dem Speisewunder, wie es im Markus-Evangelium von der Speisung der 5000 erzählt wird. Der Bericht im Koran ist eher dürftig, an ihn hat sich eine üppige Legendenbildung angeschlossen. Letztlich, so meint Bauschke, geht es wie in der Brotbitte im Vaterunser um Gottes Versorgung unserer physischen wie spirituellen Bedürfnisse. Nun meint das arabische „Maida“ den Tisch Gottes oder den Abendmahlstisch, es könnte also in dem Tischwunder eine Erinnerung an die christliche Abendmahlslehre vorliegen, die ja das Teilen der Gaben ins Zentrum stellt. Beide Deutungen schließen sich aber nicht aus.

6. Gottessohn und Kreuzestod

Es gibt zwei große Streitpunkte zwischen Christen und Muslimen: das ist die Gottessohnschaft Jesu Christi und die Kreuzigung Jesu. Beides wird vom Islam abgelehnt. Warum diese entschiedene Gegnerschaft an diesen beiden Fragen? Nach dem Glauben des Islam ist der Mensch ein theozentrisches Wesen. D.h. er ist seiner Natur nach ganz auf Gott ausgerichtet. Der Messias und Prophet Jesus ist ein Musterbeispiel dieser Gott-Mensch-Beziehung. Er ist Gottes Knecht, aber nicht Gottes Sohn. Man muss dazu wissen, dass aus dem Messias und Gottesknecht Jesus in der vom Hellenismus geprägten Alten Kirche ein göttliches Wesen, der substanzhafte Sohn Gottes gemacht wurde. Ob Jesus zugleich wahrer Mensch und wahrer

Gott sei, und wie man sich das denken müsse, darüber stritten vom 3. bis zum 6. Jahrhundert die Theologen erbittert. Dieser Streit um die Zweinaturenlehre spaltete die Kirche. Es kam zum Schisma zwischen der byzantinisch-römischen Reichskirche und den altorientalischen Kirchen, die die Lehre von den zwei Naturen ablehnte. Muhammeds Wirken fällt in die Zeit des Höhepunkts dieses Streits. Seine ständigen Warnungen vor Glaubensstreitigkeiten sind vor diesem Hintergrund zu verstehen. Und auch der harte Satz in Sure 21.: „Die Menschen, die Gott einen Sohn andichten, verfallen dem Gericht.“ Muhammed zitierte diese Sure jede Nacht, berichtete seine Lieblingsfrau Aische, so sehr beschäftigte ihn dies Problem.

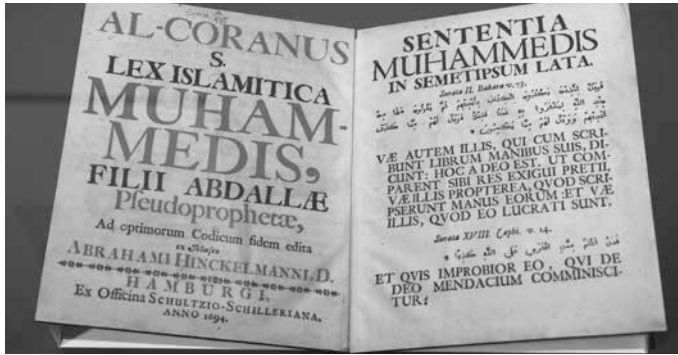
Entschieden bestreiten die Muslime, dass der von ihnen hochgeschätzte Prophet Jesus der Sohn Gottes sei. Zum einen sagen sie: Gott kann keinen Sohn zeugen, Gott ist ewig und bedürfnislos. Gott ist anders als im Christentum keine gesellige Gottheit, die nicht allein bleiben will. Alle sollen dem einzigen Gott allein die Ehre geben. Auch Jesus. Jesus ist ein Prophet, der sein Reden und Handeln allein auf Gott ausrichtet, der sein Volk zu dem Glauben an den einzigen Gott zurückführen wollte. Das erinnert an den Jesus, wie er in den ersten drei Evangelien dargestellt wird. Wurde er deswegen getötet? Nein, sagt der Koran. Zwar rühmen sich die Juden in Sure 4: „Wir haben Jesus den Gesandten Gottes getötet.“ Doch in Sure 5 heißt es, dass Gott die aufgebrachtten Juden von Jesus ferngehalten und sie daran gehindert hat, ihn zu töten. Jesus ist nicht gekreuzigt worden. Dem bei den Christen üblichen Antijudaismus, die Juden seien für den Tod Jesu verantwortlich, wird damit die Spitze genommen. Der Koran bestreitet Jesu Kreuzestod nicht, weil er die die erlösende Wirkung des Kreuzestodes Jesu ablehnte, die kannte er nämlich nicht, sondern weil er die Tradition antijüdischer Polemik aufnimmt und sie zurückweist. Der Vorwurf des Gottesmords entfällt so: Jesus ist weder der Sohn Gottes noch ist er gekreuzigt worden. Die Muslime glauben daran, dass Gott seinen Gesandten bewahrt hat.

Wie genau Gott Jesus vor dem Tod bewahrt hat, das sagt der Koran nicht. Eine Deutung meint: es kam ihnen nur so vor, als hätten sie ihn getötet. Tatsächlich wurde Jesus durch einen anderen, einen Stellvertreter ersetzt, ein anderer wurde an Jesu Stelle gekreuzigt, etwa Judas Ischarioth. Eine andere Meinung im Islam sagt: Jesus wurde lebend zu Gott erhöht (wie der Henoch in der Genesis). Er weilt im Himmel und kommt eines Tages wieder. Eine dritte Meinung sagt, Jesus sei eines natürlichen Todes gestorben, so holte Gott ihn heim.

Im Koran wird Jesus wieder ein jüdischer Mensch, ein Bote und Prophet Gottes, der geheimnisvoll in die Welt kam und sie geheimnisvoll wieder verließ. Das kann man als Leser der ersten drei Evangelien nachvollziehen, weil in ihnen Jesus ähnlich verstanden wurde – als Bote Gottes, der durch sein Leben und Sterben im übertragenen Sinne zum Sohn Gottes wird. Aber das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Christus wird so nicht erfasst – der tiefe Gedanke, dass Gott Mensch, ein Kind in der Krippe wird und ins Leiden geht, um die Menschheit mit sich zu versöhnen (2 Kor 5,19), oder anders gesagt: um den Menschen wieder mit sich in Übereinstimmung zu bringen. Diese Differenzenerfahrung scheint dem Islam zu fehlen. Dafür ist bei ihm stärker die Haltung ausgebildet, alles, was einem widerfährt, auch das Negative, als von Gott bewirkt, anzunehmen. Eben wie der Name Islam sagt, der Ergebung in Gottes Willen bedeutet. Eben das aber tat auch Jesus, als er den Kreuzestod annahm und sagte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ (Lk 23,46) So ist der Jesus der Evangelien ein Muslim darin, dass er sein Leiden annimmt; der Jesus des Koran aber ein christlicher Häretiker, weil sein Leiden als nur scheinhaft erklärt wird.

7. Fazit: Jesus als Zeichen Gottes

Jesus wird im Koran als Zeichen Gottes verstanden. Wenn so etwas wie ein Leben Jesu im Koran gezeichnet wird, so müsste man sagen: das Leben Jesu besteht im Koran aus einer ausführ-



Glaubensfreiheit – so hieß 2020 eine Sonderausstellung im Altoaner Museum zur Diskussion über die Freiheit in Glaubensfragen. Im Unterschied zum lutherischen Hamburg legte die benachbarte Stadt seit 1601 Wert auf die Freiheit der Glaubensausübung.
Foto: epd-bild/Stephan Wallocha

lichen Einleitung, der Geburtsgeschichte, einigen Taten (den Wundern) und Worten, aber es ist ein Leben Jesu ohne jede Passionsgeschichte. Bauschke sagt treffend: das Jesusbild des Korans ist nicht mehr als eine Skizze. Oder anders ausgedrückt: Die Jesus-Skizze des Korans ist eine theozentrische Neudeutung der Gestalt Jesu. Goethe hat es in einem nachgelassenen Gedicht aus dem West-östlichen Divan so gesagt: „Jesus fühlte rein und dachte nur den einen Gott im Stillen. Wer ihn selbst zum Gott machte, kränkte seinen heiligen Willen“.

Der Koran entzaubert das überirdische Wesen Jesu und stellt es wieder zurück auf die Erde. Jesus wird wieder ein jüdischer Mensch. Er ist ein Bote Gottes, der geheimnisvoll in die Welt kam und sie geheimnisvoll wieder verließ. Bemerkenswert daran ist, worauf Bauschke aufmerksam macht: alle Gründergestalten der großen Religionen – Konfuzius, Gautama, Jesus – wurden entgegen ihrer Intention vergöttlicht. Gegen Jesu Vergöttlichung im hellenistischen Christentum erhebt der Islam Einspruch. Der berühmte Dogmengeschichtler Adolf von Harnack hat einmal bemerkt, das in die Wüste geschickte Judentum, das innerchristlich untergegangen ist, sei auf dem Boden des Arabertums durch einen großen Propheten wieder auferstanden. Das ist ein Paradox weltgeschichtlichen Ausmaßes. Hätte der verkettete Kirchenvater Arius in dem Streit um die Zweinaturenlehre Christi obsiegt und nicht Athanasius, vielleicht wäre der Islam nie in dieser

Form entstanden. Ohne die judenchristliche theozentrische Überzeugung vom Messias Jesus wäre jedenfalls die Messianologie des Islam undenkbar. So können wir Christen vom Jesusbild des Islam wieder lernen, dass Jesus ein Fingerzeig Gottes ist, der von sich weg auf Gott verweist. Manchen ist dieser islamische Jesus, der kein Gottessohn ist sondern „nur“ ein von Gott gesandter Prophet sogar einleuchtender als der christliche „Herr Jesus Christus“, der Sohn Gottes mit seinen zwei Naturen und dem Sühnetod für die Sünden der Menschheit. Jedenfalls behauptete ein Theologe der Imam Ali-Moschee mir gegenüber, dass aus diesem Grund immer mehr Christen, Zahlen nannte er nicht, zum Islam übertreten würden. Auf die Frage, ob die jungen Muslime in Hamburg all das von Jesus lernen und wissen würden, was ich hier entfaltet habe, antwortete er allerdings ausweichend. Er versicherte mir aber, dass bei der Verteidigung Jesu als Gesandten Gottes gegenüber blasphemischen Filmen (er meinte wohl Scorceses Die letzte Versuchung Christi) die Muslime auf unserer Seite stehen würden. Ich ersparte es ihm nicht, auf die Freiheit der Kunst in unserem Kulturkreis hinzuweisen und auch darauf, dass der Jesus der Evangelien auf Fehleinschätzungen seiner Person ziemlich souverän reagierte. Man sieht also: im Dialog über Jesus im Koran und in der Bibel müssen Christen und Muslime weiter sich austauschen und mit Respekt (das ist mehr als die bloße Duldung) die Meinung der anderen Religion betrachten und achten.

Die Rolle von Religion in der modernen Gesellschaft

Die Schura Hamburg als Chance für ein Zusammenleben in Vielfalt

Unsere Welt ist im Umbruch. Lang geglaubte Sicherheiten gehen verloren, wir befinden in uns an einem Wendepunkt der Geschichte. Wie gehen wir um mit einer Welt im ständigen Wandel? Was kann eine solche Gesellschaft zusammenhalten, wie sichern wir den sozialen Frieden? Religionen bieten Antworten auf diese Fragen. Religiöse Werte geben unserer Verfassung das moralische Fundament, sie sind Wegweiser für ein friedliches Zusammenleben. So ist Deutschlands Verfassung grundsätzlich durch ein positives Verhältnis zur Religion gekennzeichnet. Sie unterstützt die Zusammenarbeit mit religiösen Akteur:innen und bindet sie ins staatliche Handeln ein. Dieses korporatistische Modell kennt keine bevorzugte Religion, sondern stärkt im Sinne der Religionsfreiheit die Ausübung jeder Religion, sofern sich ihre Anhänger:innen zur Verfassungstreue bekennen. Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz schützen Anhänger:innen auch von Minderheiten bei ihrer Religionsausübung.

Dennoch ist die Verfasstheit des Islams in Deutschland bis heute ein zentraler Punkt in der öffentlichen Debatte. Dabei dominieren sicherheitspolitische und auch rechtliche Diskussionen, während die Frage nach der Integra-



**Lena
Çoban**

Sozialwissenschaftlerin und Master of Nonprofit-Organisation-Management, Change. Tätig als Coach & Prozessbegleiterin in interkulturellen Kontexten. Seit 2015 unterstützt sie die Schura Hamburg in ihrer Organisationsentwicklung.

tionskraft von Religiösen Gemeinschaften und ihre Bedeutung für ein friedliches Zusammenleben weniger Beachtung findet. Obwohl wir mehr als fünf Millionen Muslim:innen in Deutschland zählen, ringen wir noch immer um Antworten auf die Frage, welche Organisationsform der Islam in Deutschland haben könnte. Das schwächt die Kraft des Zusammenhalts, die auch der Islam für die deutsche Gesellschaft entfalten könnte.

In Hamburg wurde in dieser Hinsicht Pionierarbeit geleistet. Mit der „Schura Hamburg – Rat der islamischen Gemeinschaften in Hamburg e.V.“ ist eine Institution gegründet worden, die exemplarisch den Weg eines institutionalisierten Islams in Deutschland aufzeigt, der Muslim:innen selbstverständlich mit an Tisch holt und ihre Potentiale einbindet.

Die Gründung der Schura Hamburg – eine Reise ins Ungewisse

Ende der 1990er Jahre wagt eine Handvoll muslimischer Menschen in der Hamburger Centrum-Moschee einen mutigen Schritt: Nach jahrzehntelanger Orientierung an den Herkunftsländern der zumeist zugewanderten Muslim:innen in Hamburg wollen sie eine Dachorganisation der unterschiedlichen Ham-

burger Moscheen schaffen, um gemeinsame Interessen zu formulieren und nach außen vertreten zu können. Sie laden hamburgweit Vertreter:innen muslimischer Organisationen zu mehreren Versammlungen ein, und tatsächlich gelingt es, das Vorhaben umzusetzen. 42 multiethnische und konfessionsübergreifende Mitglieder gründen gemeinsam die Schura, den Rat der Islamischen Gemeinschaften in Hamburg. Die Mitglieder bestehen überwiegend aus Moschee-Gemeinden, aber auch Einzelpersonen und religiöse Vereinigungen wie Frauengruppen, Bildungsvereine oder Ähnliches sind dabei. Auch deutsche Muslim:innen, wie die Deutsche Muslim Liga, finden hier eine Heimat. Heute sind es 39 Moscheegemeinden und 24 weitere islamische Organisationen, die Mitglieder der Schura Hamburg sind.

Das radikal Neue an diesem Schritt besteht darin, dass die Schura erstens nicht (mehr) an einem einzigen Herkunftsland ausgerichtet ist und sich zweitens mit ihren Aktivitäten auf Deutschland konzentriert. Diese beiden Perspektiven sind neu, weil sie unterstreichen, dass die „Gastarbeiter:innen“ nach getaner Arbeit eben nicht wieder in ihre Heimatländer zurückgehen, sondern hier eine neue Heimat gefunden haben.

Bislang haben die provisorischen Gebetshäuser in Hinterhäusern und Tiefgaragen (!) sowie am deutschen Vereinsrecht ausgerichtete Moscheevereine vor allem zwei zentrale Zwecke erfüllt: Sie haben Räume geschaffen, in denen religiöse Pflichten verrichtet werden können. Einige islamische Pflichten, wie z.B. das Freitagsgebet und die gemeinsame Unterweisung und religiöse Wissensvermittlung, setzen Gemeinschaft voraus. Zudem haben sie für die Eingewanderten quasi das Heimatdorf nachgebaut: Der Ort, an dem wie auf dem Marktplatz, am Nachbarszaun oder im Teegarten Informationen ausgetauscht und soziale Beziehungen gepflegt werden. Hier fühlt man sich zuhause, kann in der Muttersprache kommunizieren und trifft Gleichgesinnte. Diese Verbindung von Religion und der Erinnerungspflege an die

Kultur der Herkunftsländer ist neben der Vereinsstruktur mit rein ehrenamtlichen Aktiven bis zu diesem Zeitpunkt ein zentrales Kennzeichen vieler Moscheen in Deutschland.

In monatlichen Sitzungen erarbeiten die Delegierten aus allen Gründungsgemeinden eine gemeinsame Satzung und geben sich den Namen „Schura“, der so viel bedeutet wie „Beratung“ oder „Ratgebergremium“. Schura ist ein wichtiger Grundsatz des islamischen Rechts. Er drückt die religiöse Pflicht aus, alle Betroffenen an der Beratung und der Entscheidung von wichtigen Angelegenheiten zu beteiligen.

Zur Organisation der Schura

Für die Organisation einer deutschen Schura gibt es keine „Blaupause“. Die Strukturen des Islams in den Herkunftsländern sind nicht übertragbar und auch die Kirchenstrukturen des deutschen Rechts sind mit den islamischen Grundlagen nicht kompatibel. Da die islamische Tradition keinen inhaltlich ausgestalteten Vorschlag für eine Organisationsform definiert, orientieren sich die Gründungsmitglieder der Schura am deutschen Vereinsrecht. Die Schura organisiert sich dementsprechend als Verein und wählt einen Vorstand, welcher sowohl der multiethnischen als auch der Vielfalt der islamischen Strömungen gerecht werden soll. Dem Vorstand sitzen drei Vorsitzende vor, die im Rotationsprinzip die Leitung und Außenvertretung des Vereins übernehmen. Der Vorstand teilt seine Aufgaben nach Ressorts auf, zu denen unter anderem der innerislamische Dialog, Bildung & Erziehung, der interreligiöse Dialog, später auch die Themen Jugend & Frauen gehören. In zweiwöchigen Vorstandssitzungen wird die Arbeit besprochen und organisiert. Die Arbeit im Verein erfolgt ehrenamtlich, es gibt keine Vergütung. Die gemeinsamen Aktivitäten werden über Mitgliedsbeiträge und Spenden finanziert. Es gibt keine Mittelflüsse aus staatlichen Quellen, weder aus dem In- noch aus dem Ausland. Neben dem Vorstand ist gemäß dem deutschen Vereinsrecht die Mitgliederversammlung das höchste Gremium der Schura, diese trifft sich zunächst mo-

natlich, später kommt sie nur noch halbjährlich oder zu besonderen Anlässen zusammen.

Gemeinsam mit der Stadt Hamburg wird an einem Religionsunterricht für alle gearbeitet, es geht um Islamische Bestattungsformen, Räume für Moschee-Gemeinden, Konfliktlösungen bei gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen, Integrationshilfen, Soziale Arbeit, Qualifizierungen für Religiöses Lehrpersonal, Seelsorge in Krankenhäusern und Gefängnissen, um nur einige zu nennen. Nach innen organisiert die Schura gemeinsame religiöse Feste wie das islamische Neujahr oder den Prophetengeburtstag, Wettbewerbe der Koranrezitation, Weiterbildungen für Imame oder in Moschee-Gemeinden aktive Ehrenamtliche. Es handelt sich demnach im Sinne einer Religionsgemeinschaft nicht nur um eine koordinierende Struktur, welche die Interessen nach außen vertritt, sondern auch um eine Struktur der gemeinsamen Religionsausübung.

Die Welt an einem Tisch: Einheit in Vielfalt

Nicht alle sind von der Idee begeistert. Sowohl von außen als auch von innen gibt es Kritik und Misstrauen gegenüber einer neuen muslimischen Dachorganisation, die sich in den deutschen Diskurs einbringen und für muslimisches Leben in Hamburg stark machen will.

Dennoch gelingt es, einen handlungsfähigen Vorstand aufzubauen, der sich nach innen und außen als Ansprechpartner etabliert. Dafür müssen jedoch mühsam und geduldig gemeinsame Positionen gefunden werden. Die Verbundenheit mit den Heimatländern stellt sich dabei immer wieder als Herausforderung für den deutschen Diskurs dar. Die nicht-muslimische Öffentlichkeit erwartet einerseits, dass sich die neuen Deutschen integrieren, andererseits sollen sie Verantwortung übernehmen für die Geschehnisse in den Herkunftsländern. Dabei wird oft übersehen, dass es sich um komplexe weltpolitische Themen handelt, für die es in der Regel keine abschließenden und konsensfähigen Positionen gibt. Erschwerend kommt hinzu, dass die ehrenamtlich in der Schu-

ra Aktiven neben ihren Berufen noch weitere Ehrenämter in Moscheegemeinden ausüben.

Die frühen 2000er Jahre sind bestimmt von den entsetzlichen Attentaten in New York. Während die Zugewanderten in der öffentlichen Wahrnehmung vorher „Türken“, „Araber“ oder „Afrikaner“ waren, sind sie nach 9/11 Muslime. Seitdem ist die Skepsis gegenüber ‚dem‘ Islam ein Hauptmotiv der öffentlichen Wahrnehmung von Muslim:innen. 2004 veröffentlicht die Schura als Antwort darauf ein Grundsatzpapier mit klaren Positionen und einem Bekenntnis zur demokratischen Gesellschaft. 2006 findet die erste, von der Bundesregierung ins Leben gerufene deutschlandweite Islam-Konferenz statt – nach vierzig Jahren muslimischer Zuwanderung ist das der erste Versuch des deutschen Staates, eine nationale Strategie gemeinsam mit den Muslimen zu entwickeln. Zwischen Leitkultur-Debatten und der Reform des Zuwanderungsgesetzes von 2007 entwickelt sich die Schura trotz gesellschaftlichem Gegenwind weiter und verstärkt ihre Beziehungen nach innen und nach außen. 2010 passierte etwas, was ganz neue Möglichkeiten eröffnete. Der damalige Bundespräsident Wulff sagt den berühmt gewordenen Satz: „Der Islam gehört zu Deutschland.“ Auch die Hamburger Politik öffnet daraufhin ihre Türen. Mit der schwarz-grünen Regierung unter dem CDU-Bürgermeister Ole von Beust wagt man einen neuen Anfang und unterschreibt 2013 im Hamburger Rathaus erstmalig Staatsverträge mit islamischen Organisationen – zu den Vertragspartnern zählt auch die Schura, die diesen Prozess maßgeblich vorbereitet und alle Akteur:innen in langwierigen und zum Teil zähen Gesprächen an einen Tisch bekommen hat. Ein echter Meilenstein, der bis heute wegweisend in der Bundesrepublik ist.

In den zehn Jahren seit Unterzeichnung des Staatsvertrags hat man sich systematisch durch alle dort vereinbarten gemeinsamen Aufgabebereiche gearbeitet und viele Erfolge erzielt. Der Vertrag ermöglicht nicht nur den islamischen Vertragspartnern strukturierte Kommu-



Die Organisationsmanagerin während der Beratung bei der Schura Hamburg
Foto: privat

nikationswege in die Hamburger Behörden und Gremien hinein, sondern schafft auch der Hamburger Politik und Verwaltung einen direkten Draht zu muslimischen Akteur:innen. Damit werden beide einander zu selbstverständlichen und verlässlichen Ansprechpartnern, die sich regelmäßig an einem Tisch treffen und tragfähige Lösungen erarbeiten.

Die Reise geht weiter – Moscheen & Schura im Wandel

Seit der Unterzeichnung des Staatsvertrags 2013 hat sich unsere Welt rasant verändert. Das betrifft auch die Moscheegemeinden. Die junge Generation, häufig hier geboren und aufgewachsen, stellen neue Ansprüche an die Moschee und die Gesellschaft. Sie verstehen sich nicht mehr als Eingewanderte, sondern als selbstverständlicher Teil der bundesdeutschen Gesellschaft. Während die Moscheegemeinde für die erste Einwanderergeneration als Dorfsatz und sozialer Treffpunkt diente, orientieren sich Nachfolgenergenerationen neu. Neben der Moschee finden sie vielfältige Möglichkeiten,

ihre Freizeit und ihr soziales Leben zu gestalten. Sie sprechen deutsch und sind durch Schule, Ausbildung und Beruf gesellschaftlich gut vernetzt.

Gleichzeitig kommt das Organisationsmodell des deutschen Vereins an seine Grenzen: wie überall in der Gesellschaft verändert sich auch bei jungen Muslim:innen die Bereitschaft, Ehrenämter zu übernehmen. Auch in muslimischen Kontexten werden von den jungen Menschen vermehrt punktuelle Engagements und projektbezogene Aufgaben gesucht, die zeitlich und inhaltlich klar definiert sind. Diese Ansprüche stehen oftmals in Konflikt mit der ehrenamtlichen Organisation einer Moschee, die viel kontinuierlichen Fleiß und Hintergrundarbeit fordert.

Eine wichtige Aufgabe der Schura ist daher die Ermöglichung gelingender Moscheearbeit ihrer Mitgliedsmoscheen. Hier leistet sie auch für kleinere, nichtverbandsgebundene Moschee-Vereine überlebensnotwendige Unterstützung. Sie begibt sich in Umfragen und intensiven Einzelgesprächen auf die Suche nach einer Moschee der Zukunft. In Planung befindet sich auch ein ausgegliederter Sozialverein, der islamische Wohlfahrtsarbeit in Hamburg unter einem Dach organisieren und professionalisieren soll. Dadurch werden religiöse und soziale Arbeit organisatorisch getrennt und die Strukturen der Gemeinden entlastet.

Auch die Pluralisierung der Gesellschaft spiegelt sich in den Moscheen wider: Waren die meisten Moscheen früher durch ein ethnisch und kulturell homogenes Publikum gekennzeichnet, kommen heute Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern in einer Moschee zusammen. Die Zunahme deutscher Konvertit:innen spielt hier ebenfalls eine Rolle. Als Folge wird die deutsche Sprache als Bindeglied wichtiger. Hier fehlt es jedoch trotz bereits erreichten Erfolgen weiter an deutschsprachig-geistlichem Personal und dadurch auch deutschsprachig-inhaltlichen Positionen. Daher arbeitet die Schura mit ihren Partner:innen weiter intensiv an Lösungen für Aus- und Wei-

terbildungen von deutschsprachigem Personal auf allen Ebenen.

Mit der Schaffung einer Meldestelle für antimuslimischen Rassismus 2022 reagiert die Schura auf die sich häufenden Fälle von Rassismus und Diskriminierung in der Stadt. Die Fälle werden jetzt gesammelt und dokumentiert, sodass auf dieser Grundlage die längst fällige staatlich finanzierte Anlaufstelle und/oder eine Beauftragung für antimuslimischen Rassismus analog zum Antisemitismus-Beauftragten der Stadt Hamburg etabliert werden kann.

Die interne Arbeitsstruktur der Schura wird angepasst und durchläuft seit 2015 einen Organisationsentwicklungsprozess. Um die Handlungs- und Reaktionsfähigkeit zu erhöhen, gibt es seit 2022 nur noch einen statt bisher drei Vorsitzende, der Vorstand wurde verschlankt und ein Gelehrten-Rat installiert. Dieser hat in diesem Jahr erstmalig einen einheitlichen Gebetskalender über alle theologischen Unterschiede hinweg verabschiedet, so dass nun alle Muslim:innen in Hamburg dieselben Gebetszeiten einhalten.

Mit dem aktuellen Austritt des Gründungsmitglieds der Schura, des Islamischen Zentrums Hamburg e.V. (IZH), ist ein weiterer jahrelanger Konfliktpunkt gelöst, der viel Energie und Zeit gekostet hat. Die Schura hat sich die nun gefundene Lösung des Austritts des IZHs nicht leicht gemacht. Die Verantwortlichen der Schura haben jahrelang sehr viel Energie, Ausdauer und Überzeugungskraft eingebracht, um auf einen Veränderungsprozess im IZH hinzuwirken. Nun hat man sich einvernehmlich getrennt und beide ehemaligen Partner können sich neu ausrichten. Durch den Verbleib einer schiitischen Gemeinde bleibt die Schura Hamburg aber weiterhin ein weltweit einmaliges schiitisch-sunnitisches Projekt.

Trotz der vielen kleinen und großen Erfolge wird die Schura jedoch bis heute immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt. Die seit 2001 herrschende Wahrnehmung des Islams als latente Bedrohung und die dazugehörige Vermischung von Sicherheitsdebatten mit Integrationspoli-

tik führen zu einem gesellschaftlichen Diskurs über den Islam, der von Misstrauen und Einhegungsbestrebungen dominiert wird. Immer wieder wird der Schura als Institution die Legitimation abgesprochen und der Staatsvertrag als solcher grundsätzlich in Frage gestellt. Die oftmals undifferenzierte Sicht auf Muslim:innen und ihr gesellschaftliches Engagement erzeugt Frust in der islamischen Landschaft und den vielen ehrenamtlich Engagierten Akteuren, die sich nicht als vollwertig anerkannt und gesehen fühlen. In der Wahrnehmung vieler Muslim:innen fehlt es der bundesdeutschen Politik an einer klaren, verlässlichen Haltung gegenüber dem organisierten Islam. Trotz der Islamkonferenz gibt es keine klare erkennbare bundesweite Linie. Der Blick in die Republik ergibt einen Flickenteppich an Übergangslösungen bspw. im Bereich des Religionsunterrichtes an Schulen, aber auch bei der Besetzung des Lehrpersonals an Universitäten in theologischen Fakultäten. Verschiedene Gutachten sollen klären, ob die islamischen Organisationen nun Religionsgemeinschaften im Sinne des deutschen Rechtes sind. Debatten und Rechtsstreite über das Tragen von Kopftüchern am Arbeitsplatz stehen in Konflikt zur Religionsfreiheit und lassen sich jungen, deutschsprachigen Muslim:innen, die hier in dritter oder vierter Generation leben nur schwer vermitteln.

Das hat zur Folge, dass die Legitimation der Schura auch von Seiten der Muslim:innen immer wieder in Frage gestellt. Es wird kritisiert, dass die Schura sich die Bedingungen zur Organisationsform, zu ihren Mitglieder:innen und den zu bearbeitenden Themen zu viel vom Staat diktieren und sich nicht ausreichend für die Belange der Muslim:innen einsetzen würde.

Das Hamburger Erfolgsgeheimnis: „Sabir“ – Vom Wunder der Geduld und der Kraft des Kompromisses

Angesichts der Vielfalt der Herausforderungen grenzt es an ein Wunder, dass es die Schura überhaupt noch gibt und sie an den Flieh- und Zieh-Kräften nicht zerbrochen ist. Es gibt Men-

schen in dieser Stadt, die unermüdlich dafür arbeiten, dass die Schura weiter zusammenhält. Diese Menschen arbeiten auf Seiten der Schura, aber auch in der Verwaltung, der Hamburger Politik oder bei Kooperationspartnern. Trotz Gegenwind haben viele Menschen dazu beigetragen, dass die durch den Staatsvertrag etablierten Kommunikationskanäle aufrecht erhalten geblieben sind, Kompromisse gefunden und an der Zusammenarbeit festgehalten wird.

Für die Zukunft braucht es neben diesen engagierten Menschen auch den nächsten Schritt in der Organisationsentwicklung. Es müssen tragfähige Lösungen für die Organisation und Finanzierung islamischen Lebens in Deutschland gefunden werden. Ehrenamt braucht Hauptamt, um überleben zu können. Es braucht feste Mitarbeitende, die das ‚Kerngeschäft‘ und notwendige Infrastruktur zur Verfügung stellen. In Deutschland ausgebildete Imame brauchen angemessene Gehälter. Mitgliedsbeiträge aus den Moscheevereine und Spenden reichen dafür nicht aus. Solange Fördermittel im Wesentlichen über Extremismus-Präventionsprojekte zugänglich sind, werden Strukturen fehlen, die eine nachhaltige Arbeit in den Gemeinden im Sinne der Gemeinwohlorientierung ermöglichen können.

Organisatorisch wird weiterhin die Anerkennung als Körperschaft öffentlichen Rechts angestrebt. Auch wenn dies mit einem erheblichen Aufwand verbunden ist, wünschen sich die Mitglieder der Schura auf diesem Wege eine weitere offizielle Anerkennung als Menschen muslimischen Glaubens, die einen festen Platz in dieser Gesellschaft haben. Der Signal-Effekt, der von diesem Schritt ausgehen würde, wäre gerade für die jungen Generationen erheblich.

Dafür müssen wir als Gesellschaft auf eine Diskurs-Verschiebung hinarbeiten. Solange Fragestellungen über den organisierten Islam überwiegend aus sicherheitspolitischer oder rechtlicher Perspektive diskutiert werden, werden wir keine Lösung finden. Wir brauchen einen Werte-Diskurs, der die Fragen nach dem demokratischen Zusammenleben klärt und

Muslim:innen eine Organisationsform garantiert, die mit allen notwendigen Rechten zur Religionsausübung ausgestattet ist.

Das setzt eine radikal neue, wertschätzende Sicht auf Muslim:innen voraus, die auch ihre islamische Religion als Ressource für gesellschaftlichen Zusammenhalt sieht. Die überwältigenden Gemeinsamkeiten zwischen den abrahamitischen Religionen sollten im Vordergrund der Betrachtung stehen, nicht die Suche nach den trennenden Unterschieden. Vielleicht müssen dazu auch Anforderungen an Religionsgemeinschaften oder Körperschaften des öffentlichen Rechts neu gedacht werden. Doch wenn wir einen deutschen Islam wollen, der unsere Sprache spricht, sich hier heimisch und verbunden fühlt, der die Stärken des Grundgesetzes lieben gelernt hat – weil er sich selbst geliebt und gesehen fühlt – dann müssen wir als Gesellschaft dafür offen sein.

Es ist Zeit für den nächsten Schritt

Wir brauchen einen gesellschaftlichen Schulterchluss und die politische Bereitschaft, mutige Schritte zu gehen – so wie ihn vor 24 Jahren die Gründungsväter der Schura oder vor zehn Jahren Ole von Beust gingen. Vor allem Kirchen und andere Religionsgemeinschaften könnten hier Alliierte und Verstärker sein und die nächsten Schritte zur Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts und der Bereitstellung von finanziellen Mitteln unterstützen. Wenn wir diese Meilensteine erreichen, sind wir alle auf der gemeinsamen Reise hin zu einer gerechten und solidarischen Gemeinschaft einen großen Schritt weitergekommen. Eine Gesellschaft, die Religion als Quelle der Kraft für gesellschaftlichen Zusammenhalt nutzt.

mail@lenacoban.de

Ein Blick – viele Perspektiven

Interreligiöses Jugendprojekt im Dom zu Lübeck

Ein Blick – viele Perspektiven lautet der Titel des Projekts, das im September 2022 mit 12 Jugendlichen aus Hamburg und Lübeck durchgeführt wurde.

Christliche und muslimische Jugendliche sollten über das Medium Kunst miteinander ins Gespräch kommen. Dies geschah anhand ausgewählter Kunstwerke aus der Hamburger Kunsthalle und dem St. Annen-Museum in Lübeck. Die Kunstvermittlerin Marion Koch plante und moderierte die Begegnungen und wählte Kunstwerke für den interreligiösen Austausch aus. Pastor Dr. Sönke Lorberg-Fehring begleitete das Projekt als Beauftragter der Nordkirche für den Christlich-Islamischen Dialog. Von muslimischer Seite brachte Imam Mounib Doukali, Beauftragter für den interreligiösen Dialog und stellvertretender Vorsitzender der Schura Hamburg, Jugendliche aus seiner Moscheegemeinde in Harburg mit. Die christlichen Jugendlichen kamen aus der Dom-Gemeinde zu Lübeck und wurden von Vikarin Jacqueline Juny begleitet.

Zum ersten Treffen fuhren die christlichen Jugendlichen aus Lübeck nach Hamburg, wo sie von den muslimischen Jugendlichen abgeholt wurden. Marion Koch begrüßte sie zum gegenseitigen Kennenlernen in den Atelierräumen der Hamburger Kunsthalle.

Danach begann das gemeinsame Betrachten ausgewählter Kunstwerke. Zum Themenkomplex „Bedeutungen von Gebeten“ hatte Marion



Dr. Sönke Lorberg-Fehring
in Zusammenarbeit
mit Marion Koch und
Jaqueline Juny

Koch das Gemälde „Die Maria im Ährenkleid“ von Hinrik Funhof von 1480 ausgesucht. Die Jugendlichen nährten sich dem Kunstwerk in einem offenen Gespräch, indem sie von ihren Beobachtungen und Verbindungen zur jeweils eigenen religiösen Tradition erzählten. So berichteten sie von den Erzählungen über Maria und Jesus in Koran und Bibel und stellten erstaunt fest, dass sich Vieles ähnelte und gleichzeitig an manchen Stellen unterschied. Dadurch entstand ein erster Eindruck von der Bezo-genheit der Heiligen Schriften des Islams und Christentums aufeinander, der im Laufe des Projekts unter den Aspekten Nähe und Di-

stanz, Verwandtschaft und Fremdheit, Gemeinsamkeit und Trennendes immer wieder Thema wurde.

Nach dem gemeinsamen Einstieg bildeten die Jugendlichen Kleingruppen, in denen christliche und muslimische Teilnehmer:innen zu jeweils einem Gemälde miteinander ins Gespräch kommen konnten, um anschließend ihre Entdeckungen mit der Gruppe zu teilen.

Die Kunstwerke waren so ausgewählt, dass sie vielfältige Austauschmöglichkeiten über unterschiedliche religiöse und kulturelle Zugänge zum Islam und Christentum und ihre praktischen Glaubensvollzüge boten. Dadurch konnten die Jugendlichen Unterschiedlichkeiten und Verbindendes in ihren jeweiligen Religionen selbstständig entdecken und darüber miteinander ins Gespräch kommen.

Besonders eindrücklich war das Gespräch



Ein Teil der Jugendlichen mit Imam Doukali (links) und Vikarin Juny (rechts) vor der Kunsthalle Hamburg.

Foto: privat

über Caspar David Friedrichs „Wanderer über dem Nebelmeer“. Über die Rolle von Bergen in Islam und Christentum als Orte der Begegnungen mit Gott entstand anhand des Wanderers ein Gespräch, wie sich die Jugendlichen selbst im Umgang mit ihrer Religion fühlen, welche Einsamkeit sie dabei manchmal spüren und welche Kraft sie gleichzeitig im Glauben finden. Eine christliche Teilnehmerin berichtete: „Mich erinnert der Wanderer an Mose, der in der Bibel zwar auf das verheißene Land blickt, es aber nicht betreten darf – so fühle ich mich manchmal auch. Der Glaube liegt zwar vor mir, aber er ist mir auch irgendwie fremd.“ Und eine Muslimin sagte: „Ich denke bei dem Wanderer an unseren Propheten Mohammed, der seine Offenbarung auch auf einem Berg bekommen hat, allerdings in einer Höhle. Zuerst wollte niemand seine Botschaft hören. Dieses Gefühl, mit seinen Erfahrungen total alleine zu sein, kenne ich auch.“

Vom Museum ging es weiter zur Centrum-Moschee in direkter Nachbarschaft zur Kunsthalle. Zuerst stärkte sich die gesamte Grup-

pe mit dem leckeren Essen im Moschee-Restaurant. Dabei wurde deutlich, dass der kulturelle Hintergrund der Jugendlichen vielleicht unterschiedlich sein mag, der (Essens-)Geschmack aber nicht. Während des Essens gab es ausreichend Zeit, um sich über Schule, Freizeit und weitere Themen auszutauschen.

Es war ein besonderer Moment, als die muslimischen Jugendlichen anschließend zum Mittagsgebet gingen und die christlichen Jugendlichen einluden, dabei zu sein. Es war deutlich zu spüren, wie stolz sie waren, ihr praktisches Glaubensleben zeigen zu können. Vor allem die Jungs, die im Museum noch zurückhaltend waren, zeigten in der Moschee begeistert die Vorbereitungen zum Gebet und wie es praktiziert wird. Die Atmosphäre war so vertraut und entspannt, dass niemand fürchten musste, unpassende Fragen zu stellen. Die Jugendlichen konnten sich dadurch sehr persönlich über ihre unterschiedlichen Gebetstraditionen austauschen.

Die regelmäßige fünfmalige Wiederholung der Gebete, so erzählten die muslimischen Ju-



Die Jugendlichen nach einem langen Vormittag im Museum auf dem Weg in die Moschee zum Mittagessen.

Foto: privat

gendlichen, hilft ihnen, sich auf Gott zu konzentrieren und für einen Moment die Welt außerhalb zu vergessen. Gleichzeitig konnten Gemeinsamkeiten entdeckt werden, beispielsweise die Konzentration auf feste Rituale und meditative Gottesdienstelemente, wie es den christlichen Jugendlichen vom Abendmahl und aus den Taizé Gottesdiensten im Lübecker Dom bekannt war.

Die besondere Atmosphäre in der Moschee durch das Ausziehen der Schuhe, den weichen Teppich im Gebetsraum und das Niederknien auf dem Boden ließ bei den christlichen Jugendlichen spontan den Wunsch entstehen, eine ähnliche Umgebung auch im Dom zu schaffen, um verschieden Gebetspositionen zu ermöglichen und den (Kirchen-)Raum etwas gemütlicher zu machen.

Ein echter Gewinn war, dass bei schwierigen

theologischen Fragen Imam Doukali, Vikarin Juny und Pastor Lorberg-Fehring als „Religions-Expert:innen“ hinzugezogen werden konnten. So war es möglich, bei sensiblen Themen, die von den Jugendlichen angesprochen wurden, wie z.B. Homo- und Transsexualität, auf koranische und biblische Texte zurückgreifen zu können. Für die Jugendliche war es abermals eine große Entdeckung, wie Vielfältig die Bibel- und Koranauslegungen zu diesen Themen sind und wie in unterschiedlichen Kulturen damit umgegangen wird. Als sehr befreiend wurde empfunden, dass Gespräche z.B. über das Tragen des Kopftuches ganz persönlich geführt werden konnten. Jenseits medialer Zuschreibungen war es dadurch möglich, sich über die jeweiligen persönlichen Erfahrungen, Wünsche und Beweggründe auszutauschen - sowohl mit einer jungen Muslimin, die seit kurzem Kopf-



Die Jugendlichen stellen sich gegenseitig die Ergebnisse ihrer (Kleingruppen-)Gespräche vor.

Foto: privat

tuch trägt, als auch mit einer, die es seit kurzem nicht mehr trägt.

Eine Woche später kamen die muslimischen Jugendlichen aus Hamburg dann zum Gegenbesuch zu den christlichen Jugendlichen nach Lübeck. Auch hier wurden sie vom Bahnhof abgeholt. Während des gemeinsamen Spaziergangs zum Museum gab es vor dem Holstentor eine erste Möglichkeit, die mittelalterliche Stadtanlage Lübecks vorzustellen.

Im St. Annen-Museum gab es wieder die Möglichkeit, das gegenseitige Kennenlernen mit Hilfe eines Kunstwerkes zu vertiefen. Dazu hatte Marion Koch das Retabel des Greveraden-Altars des flämischen Malers Hans Memling von 1491 ausgesucht. Der Altar wurde kurz vor der Einführung der Reformation angefertigt. Er stellt die Kreuzigung Jesu in der Mitte dar, die Vorgeschichte seiner Verurteilung auf

dem linken Seitenflügel und das leere (Oster-)Grab auf dem rechten Seitenflügel.

Es war deutlich zu spüren, dass durch die erste Begegnung eine Woche zuvor in Hamburg eine persönliche Vertrautheit entstanden war, auf der die Gruppe bei diesem zweiten Treffen aufbauen konnte. So kamen die Jugendlichen anhand der Kreuzigungsszene sehr schnell und selbstverständlich auf die unterschiedlichen Berichte über das Leben Jesu in Bibel und Koran zu sprechen, ohne dass – wie sonst oft üblich – die jeweilige Überlieferungstradition in Frage gestellt wurde. Stattdessen konnten sich die Jugendlichen darüber austauschen, was die jeweilige Tradition für sie bedeutet und welche Stellung Jesus in ihrem Glauben einnimmt.

Ein besonders emotionaler Moment war die Diskussion über die Darstellung römischer Soldaten als „Osmanen“ auf dem Altarbild –

kenntlich durch ihre „orientalischen“ Kopfbedeckungen. Dabei hat der Künstler zusätzlich zum biblischen Bericht hinzugefügt, dass ein „Osmane“ Jesus an einer Leine hinter sich her zum Kreuz zieht, zwei weitere „Osmanen“ sitzen vor dem Kreuz und würfeln um Jesu Kleider.

Umgang mit historischen Bildern

Hier zeigte sich eine kunsthistorische und kulturelle Besonderheit, die sich auch schon in der Hamburger Kunsthalle beobachten ließ: Historische Kontexte werden auf die jeweilige Gegenwart der Herstellung der Kunstwerke bezogen und in sie hinein übersetzt. Auf dem Altarbild ist sehr deutlich zu sehen, wie solch eine zeitgeschichtliche „Warnung“ in das Kunstwerk „hineingeschrieben“ wurde: In diesem Fall die militärische Ausdehnung des Osmanischen Reiches nach dem Untergang des Byzantinischen Reiches nach Nord- und Westeuropa ab 1453. Die militärischen Erfolge des islamisch geprägten Osmanischen Reichs werden durch die Darstellung der römischen Soldaten als „Osmanen“ als aktuelle Bedrohung interpretiert – eine Argumentationsfigur, die heute in der islamfeindlichen Ideologie rechtspopulistischer (Religions-)Politik erschreckenderweise wieder aktuell ist.

An die Erklärung der Entstehung des Altars und ihrer künstlerischen Aufnahme durch Ma-

rian Koch schloss sich die erschrockene Frage einer Muslimin an, ob die Christ:innen heute noch glauben, was auf dem Altarbild dargestellt wird. Diese Frage eröffnete eine intensive und persönliche Diskussion über den Umgang mit historisch geprägten Bildern – in diesem Fall der heute noch weit verbreiteten Warnung vor einer drohenden ‚Islamisierung des Abendlandes‘. Die persönlich-vertraute Atmosphäre ermöglichte es, diese Frage nicht abstrakt-politisch zu besprechen. Vielmehr konnten die Jugendlichen von eigenen Erfahrungen berichten. Dabei kamen tiefe Verletzungen einiger Muslim:innen durch rassistische Vorfälle zur Sprache, die bei den christlichen Jugendlichen große Betroffenheit auslösten.

Im Mittelpunkt dieser Einheit stand die Erkenntnis, dass unterschiedliche Vorerfahrungen zu verschiedenen Lesearten und Umgängen mit zeitgeschichtlich geprägten Kunstwerken und generell mit historischen Überlieferungen führen. Die Jugendlichen waren sich darin einig, dass es große Sensibilität und Bildkompetenz braucht, um entsprechende Prägungen entziffern und darauf reagieren zu können. In der Übertragung auf das Verständnis von Bibel und Koran erkannten die Jugendlichen, dass das Verständnis von Religion immer politischen und zeitgeschichtlichen Bedingungen unterliegt, die von jeder Generation neu kritisch hinterfragt werden müssen.

Eine der wichtigsten Unterscheidungen von Koran und Bibel ergab sich aus dem Gespräch über die Kreuzesdarstellung und des in der Bibel geschilderten Todes Jesu. Dabei war wiederum das „Expert:innenwissen“ von Iman Doukali, Vikarin Juny und Pastor Lorberg-Fehring sehr hilfreich. Ihr Hinweis, dass im religionsgeschichtlichen Vergleich der Koran im Islam eine andere Funktion einnimmt als die Bibel im Christentum, war für die Jugendlichen eine gleichsam neue wie hilfreiche Information. Das Äquivalent zum Koran als „Wort Gottes“ ist im Christentum nämlich nicht die Bibel, sondern Christus selbst als „lebendiges Wort Gottes“. Ein direkter Vergleich zwischen Koran und Bi-



Marion Koch führt Jugendliche in die Detailanalyse des Kunstwerkes ein.

Foto: privat



Die christlichen Jugendlichen erklären den Ablauf eines Gottesdienstes im Dom.
Foto: privat



Die Jugendlichen beim gemeinsamen Pizzaeessen im Südanbau im Dom zu Lübeck.
Foto: privat

bel ist dadurch oft missverständlich, vor allem was den unterschiedlichen historisch-kritischen Umgang angeht und die Frage, ob das, was in Koran und Bibel steht, als historische Wahrheit oder theologische Deutung zu verstehen ist. Der lebendige und gleichzeitig sehr persönliche Austausch über diese Frage führte dazu, dass die Jugendlichen einerseits eine differenzierte Wahrnehmung für die jeweils andere religiöse Tradition gewinnen konnten. Gleichzeitig war es ihnen möglich, miteinander zu teilen, was Glaube für sie persönlich bedeutet und warum er ihnen wichtig ist. Dabei konnten in der geschützten Atmosphäre der vertrauten Gruppe auch schwierige theologische Fragen zu Frage kommen.

Das Museum als dritter Ort

Ein entscheidender Punkt war, dass das Gespräch eben nicht in einer Moschee oder Kirche seinen Anfang nahm, sondern in einem Museum als drittem Ort. Dadurch konnten solche existenziellen Fragen wie z.B.: „Was bedeutet unsere Religion für mich persönlich? Gibt es einen Unterschied zwischen Religion und Glauben? Waran glauben wir und woran zweifeln wir? Welche Bedeutung haben Bibel und Koran für unsere religiöse Tradition und für uns persönlich? Gab es Jesus wirklich? Welchen Einfluss hat Politik auf den Glauben?“ in einer quasi neutralen Atmosphäre vorbesprochen und in

den jeweiligen Gebetsräumen einem Praxistest unterzogen werden.

Ein wichtiger Bestandteil bei beiden Treffen war das gemeinsame Mittagessen. In Lübeck waren große Bleche mit Pizza vorbereitet, die von den Jugendlichen je nach Geschmack belegt werden konnten. Während die Pizza im Ofen backte, verrichteten die muslimischen Jugendlichen unter den interessierten Blicken der christlichen Jugendlichen das Mittagsgebet.

Beim Essen ging es nach den tiefen und berührenden Themen vom Vormittag im Museum auf einer entspannt lebenspraktisch-weltlichen Ebene um Fragen wie: Welche Süßigkeiten sind die besten? Welche Websites sind gerade aktuell? Wer hat wie viele Geschwister? Das Lachen und die Gespräche beim gemeinsamen Kochen und Essen war ein deutliches Zeichen, dass es dabei viel zu besprechen gab.

Bei der Erkundung des Doms ging es zuerst darum, einen (Raum-)Eindruck zu gewinnen. Deswegen begann die Einheit damit, dass alle Jugendlichen einzeln durch den Dom gingen und den Kirchenraum auf sich wirken ließen. Der anschließende Austausch zeigte, dass der Raumeindruck völlig anders war als die Woche zuvor in der Moschee – statt heimelig-gemeinschaftlich wie die Moschee wirkte der Dom auf die muslimischen Jugendlichen eher bedrückend und in seiner Dimensionalität einschüchternd. Auch die vielen eingedunkelten

Kunstwerke, die sich oft nicht auf den ersten Blick erschließen ließen, machten keinen einladenden Eindruck auf die muslimischen Jugendlichen. Für die christlichen Jugendlichen waren diese Rückmeldungen hilfreich, um einen neuen Blick zu gewinnen – denn sie stellten erstaunt fest, dass sie viele Bilder und Kunstwerke gar nicht bewusst wahrnahmen, sondern in ihren vertrauten Raumeindruck integriert hatten. Durch die Rückmeldungen der Muslim:innen konnten sie den Dom noch einmal neu wahrnehmen.

Um das erste Gefühl zu erweitern, führten die christlichen Jugendlichen in kleinen Gruppen die muslimischen Jugendlichen zu ihren Lieblingsplätzen im Dom. In der Nachbesprechung fiel den Jugendlichen auf, dass die Kanzel in der Kirche der Minbar ähnelt, von der aus am Freitag in der Moschee die Predigt gehalten wird. Auch wenn die Polster für das Knien beim Abendmahl rund um den Altar nicht so gemütlich waren wie der Teppich in der Moschee, wurde deutlich, dass auch im christlichen Gottesdienst der ganze Körper am Gottesdienst

beteiligt ist. Eine Art Vorbeter:in gibt es in der Kirche auch – und zwar am Altar.

Spannender Anlass für Gespräche über den praktischen Ablauf eines christlichen Gottesdienstes waren die Liedertafeln: Wer sucht die Lieder aus? Was bedeutet der Kelch auf dem Altar? Wer darf den Gottesdienst leiten und wie wird man Pastor*in?

Zum Abschluss wurde deutlich, dass die interreligiöse Begegnung, die bei Kunstwerken ihren Ausgang genommen hat, nicht nur dem gegenseitigen Kennenlernen diente, sondern allen Teilnehmenden neue Perspektiven und Einsichten ermöglicht hat. Die einstimmige Meinung war: Bitte rasch wiederholen – und gerne auch solche Projekte mit Erwachsenen durchführen, damit sie den Jugendlichen aufgeschlossene und hilfreiche Gesprächspartner*innen bleiben – oder werden!

s.lorberg-fehring@nordkirche-weltweit.de



Die Auswertung des Gesehenen und Besprochenen mit den Jugendlichen aus dem Lübecker Dom und der Hamburger Moschee – rund ums Taufbecken im Lübecker Dom.

Foto: privat

Vorschau

Predigt auf der Grenze

Predigt ist öffentliche Rede. Hin und wieder sind Predigende auch in außergewöhnlichen Fällen oder bei besonderen Anlässen gefragt. Teilen Sie solche Predigten und lassen Sie sich anregen!

Beiträge bitte bis zum 15. März 2023

Kirche & Kunst

Kirche ohne Kunst ist ebensowenig zu denken wie Kunst ohne den Bezug zu biblischen Themen – jedenfalls in unserem Kulturkreis. Welche Erfahrungen machen Sie? Welche Impulse sind notwendig für eine Belebung?

Beiträge bitte zum 15. April

Die weißhaarige Gemeinde

Wie sähe es in unserer Gesellschaft aus, wenn es die Altenarbeit der Kirchengemeinden nicht gäbe? Erzählen Sie von Ideen, Projekten, Erlebnissen aus Ihren Gemeinden.

Beiträge bitte bis zum 15. Mai

Schreiben Sie!

Zu Themenschwerpunkten, die für die nächsten Ausgaben geplant sind, werden gezielt Artikel erbeten. Darüber hinaus können Sie gerne auch Beiträge zu anderen Themen einsenden.

redaktion@evangelische-stimmen.de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel

Verlag:
Evangelischer Presseverlag Nord GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel,
Postfach 34 66, 24033 Kiel,
Tel. (0431) 55 77 99
Fax (0431) 55 779 - 292
Geschäftsführer: Bodo Elsner

Redaktionsanschrift:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg
Tel. (040) 70 975 - 200
Fax (040) 70 975 - 249
E-Mail: redaktion@evangelische-stimmen.de

Redaktion:
Dr. Friedrich Brandi (VISdP)

Layout:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH
Tel. (040) 709 75 - 277

Anzeigen:
Kristina Heesch
Tel. (0431) 55 77 9 - 206
Fax (0431) 55 77 9 - 292

Vertrieb und Abonnementverwaltung:
Inge Limburg
Tel. (0431) 55 77 9 - 271
E-Mail: vertrieb@evangelische-stimmen.de

Druck:
Hugo Hamann
Offsetdruckerei, Kiel

Die Evangelischen Stimmen erscheinen monatlich. Das Jahresabonnement kostet 55,20 € inkl. Versandkosten innerhalb Deutschlands. Die Kündigungsfrist beträgt 6 Wochen zum Quartalsende. Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 5 gültig. Mit Namen oder Initialen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Unverlangt zugeschickte Beiträge und Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Zeitschrift und ihr Inhalt sind urheberrechtlich geschützt.
ISSN 0938-3697